

Der Realitätsverlust in Polling

unter besonderer Berücksichtigung der Weinerer

Rede zum Sommerfest der Weinbrüder im Jahr 2010

Meine Damen und Herren,

zu meinem Bedauern muss ich Ihnen aktuell eine kleine Programmänderung zumuten. Ich weiß, Sie haben sich auf einen höchst amüsanten und lehrreichen Vortrag über „Die Weinerer im Zeitalter der Aufklärung“ gefreut. Daraus wird nun nichts. Die Ereignisse der letzten vier Wochen hier im Klosterdorf geben Anlass, die heutige Gelegenheit zu nutzen, um über ein anderes Thema ernsthaft zu Ihnen zu sprechen.

Das fällt mir leichter, als ich fest davon ausgehe, dass dies mit dem Wohlwollen unseres verehrten Herrn Bürgermeisters geschieht. Denn auch wenn er selbst inmitten der Aktionen zur 1000-Jahr-Feier steht – die Art und Weise, wie das hier abläuft und sich verselbstständigt, kann ihn nicht kalt lassen. Beim Kleinen Pollinger Welttheater, vor wenigen Tagen eigentlich offiziell für beendet erklärt, wurde das Adjektiv von Anfang mit demonstrativer Missachtung gestraft. Zu sagen, der Mini ist schuld, wäre zu einfach. Denn die Zahl derer, die historisch gewandt im Ortsbild herumlaufen, nimmt zwar allmählich ab. Aber der eine oder andere soll sich immer noch weigern, am Feierabend in die Jogginghose zu schlüpfen, und stattdessen das historische Festgewand anlegen. Die Tatsache, wie wenig von Ihnen bei diesem Satz lachen, zeigt doch nur, wie sehr Sie sich betroffen fühlen. Der Mayr Josef z.B. tut grad aso, als würde er mir nicht zuhören. Dabei weiß er genau, dass er gemeint sein könnte.

Haben wir keine realen Sorgen und Aufgaben? Schauen Sie mal in die ausgehängten Protokolle der Gemeinderatssitzungen. Oder rufen Sie sich in Erinnerung, dass unser Bürgermeister neuerdings gleich zwei appellhafte Rundbriefe an unsere talentierten Kuchen- und Tortenbäckerinnen verschicken muss, um die Ernährung der Besucher während des Welttheaters zu sichern.

Also: Kein launiger Vortrag heute, sondern ein ernstes Referat zum Thema: „Der Realitätsverlust in Polling unter besonderer Berücksichtigung der Weinerer“. Denn dass bei

diesen der Kern der Problematik liegt, dürfte im Folgenden gleich klar werden. Tut mir Leid, dass das auch noch vor Meraner Gästen sein muss, aber ganz unschuldig sind die auch nicht. Sie wissen, was ich meine?

Da machen sich 20 Honoratioren auf den Weg von Meran nach Polling, bei Wind und Wetter, über den Alpenhauptkamm. Kein Problem, denkt man, zwei Stunden mit dem Auto, überdacht, mit Klimaanlage, Navigationssystem und Staumelder. Aber was tun die 20? Spannen vier Kaltblütler vor zwei historische, mit Weinfässern bepäckte Wagen und ziehen, in Kostüme des 18. Jhs. gewandet, los, in einer Schrittgeschwindigkeit, dass wahrscheinlich auch Ötzi noch vom benachbarten Schnalstal her in den Pfaffenwinkel hätte folgen können. Anno 2003, man stelle sich das vor. Ob die Truppe überrascht war, dass sie unterwegs von Wegelagerern mit Dreschflegeln überfallen wurde, ist nicht bekannt. Berechtigt gewesen wären sie dazu nicht, denn wer sich so tief in die Vergangenheit begibt, braucht sich nicht zu wundern, wenn er nicht mehr aus den Zeiten herausfindet.

Warum das alles? Um die historischen Verbindungen zwischen Polling und Meran wiederaufleben zu lassen, zu erinnern, was war und warum es war. So oder so ähnlich wurde das jedenfalls behauptet. Ich hege meine Zweifel, ob es hier in erster Linie um historisches Interesse geht. Und ich kenne die Weinerer auch gut genug, um zu wissen: Der Wein selbst spielte beim Umzug ebenfalls nicht die große Rolle, auch wenn man zu einem grundlegend anderen Schluss kommen könnte, wenn man heute an den allmonatlichen Dämmerschoppen teilnimmt.

Es ist etwas Anderes: Bei dem damaligen Zug bewegten sich die 20 in einem seltsamen Zwischenraum zwischen Geschichte und Gegenwart, fast zwischen Realität und Fiktion. Da blieb dann plötzlich die Zeit stehen, gingen die Uhren anders, langsamer, rückwärts, gar nicht, es hat keinen Beteiligten sonderlich interessiert. Und das halbe Dorf nutzt nun das Jubiläumsjahr, um es ihnen nachzutun. Das Schauen ins Fernglas, um in die Vergangenheit zu gelangen, will gar kein Ende mehr nehmen.

Das Bedenkliche ist: Die Pollinger und im Besonderen die Weinerer haben Vorbilder, auf die sie sich berufen könnten. Den Forschungen von Dominik von König alias Prälat Franziskus Töpsl – Realitätsverlust, wohin man schaut –, seinen Forschungen verdanken wir seit Kurzem die Kenntnis, dass die Weinerer Vorbilder hatten, ohne es zu wissen:

Anno 1878 – die von München kommenden Malschulen blühten in Polling – bereiteten die Duveneck Boys einem der Ihren, nämlich William Merritt Chase, einen überaus bunten Empfang in Polling. Chase wollte seinen Abschiedsbesuch im Klosterdorf machen, bevor er einen Lehrauftrag in der neu gegründeten New Yorker Art League antrat. Nun hätte man Chase ja mit einem Strauß Blumen am Weilheimer Bahnhof abholen können, mit einer kleinen ehrenwerten Delegation oder so. Nichts dergleichen: Die US Boys postierten einen Thron auf einen Ochsenkarren, überaus kunstvoll dekoriert mit Stoffen, Fleckerlteppichen, Tierfellen und Messingzeug. Bekrönt war der Malerthron mit einer lebensgroßen Karikatur, die Chase zeigte. Zwei prächtig aufgezäumte weiße Ochsen zogen das seltsame Gefährt, und unter dem Lärm von Kuhglocken, Tiroler Alphörnern und von Löffeln geschlagenen Kochtöpfen, wofür extra Pollinger Knechte und Mägde engagiert worden waren, ging es mit dem höchst überraschten Chase von Weilheim nach Polling, unter den Augen einer belustigten Bevölkerung, die die Straßen säumte. So seltsam war der Zug, dass man sicherheitshalber die Erlaubnis des Weilheimer Bürgermeisters eingeholt hatte. Hinten auf dem Ochsenkarren stand übrigens ein Fass mit? Nein, nicht Wein, Bier war's. Aber ich sehe schon, Sie haben die Nähe dieses Ereignisses zum Weinzug anno 2003 schon begriffen.

Kann es sein, dass der Hang zum Realitätsverlust in Polling gar genetisch bedingt ist? Man weiß es nicht. Aber dass die Duveneck Boys der amerikanischen Malschule gut aussehende und schneidige US-Burschen waren, die die Hüte keck in den Nacken schoben, bevor sie herausfordernd in die Runde der am Weg Stehenden blickten, daran kann kein Zweifel sein. Ihnen wird wohl manches sittsame Pollinger Dirndl lange sinnend nachgeschaut haben.

Dichtenden Gästen ging es übrigens auch nicht besser, möglicherweise ist Realitätsverlust also eine Erbkrankheit und ein hoch ansteckender Virus zugleich.

Im Jahre 1903 (oder war's schon 1901? Ich weiß es nicht) wuchten zwei junge Männer ihre Fahrräder am Pollinger Bahnhof aus dem Personenzug. Ein kurzer Tagesausflug ins Voralpenland, wie ihn die beiden Münchner so lieben, mehr Zeit ist nicht. Denn der eine, Thomas Mann, bereits zu ersten literarischen Ehren im Berliner S. Fischer Verlag gekommen, hat viel zu tun, um den beginnenden Ruhm weiter zu befeuern. Der andere ist der Maler Paul Ehrenberg, die Jugendfreundschaft. Zusammen lassen sie den Blick auf den Ammerberg schweifen, hinüber in Richtung Schafbichl und Streicherweiher, und radeln dann über die

Allee der heutigen Bahnhofstraße, bis sie in die kleine Tassilostraße einbiegen, schon mit Blick auf Klosterturm, Klostergebäude und Friedhofsmauern. Am kleinen Kirchplatz steigen sie von den Rädern und treten unter das geistliche Wappen des barocken Gutshauses, wo sie die Bäuerin Katharina Schweighart um ein Glas Limonade bitten.

Niemand weiß, ob Thomas Mann schon damals (war es die erste Begegnung mit Polling?) etwas merkte. Kann aber gut sein, dass er beim Genuss der kühlen selbstgemachten Limonade, beim Lauschen dessen, was die kluge Gutsbesitzerin erzählte, schon daran dachte, wie perfekt dieser Ort war, um aus Realität Dichtung werden zu lassen. Dies könnte die Schlüsselszene gewesen sein, die Polling in die Weltliteratur bugsierte.

Lesen Sie im „Doktor Faustus“ nach, wie es weiterging. Wie Katharina Schweighart, im Roman Else Schweigestill genannt, durch die Räumlichkeiten führt, vom Leben auf dem Hof und im Dorf erzählt, von den Kunstmalern aus München, die des Sommers in Kohorten auftauchen, um Bauernhäuser, Klostergebäude, dörfliche und bäuerliche Szenen auf Landwand zu bannen, damit aus Realität Kunst werden möge.

1943, mit einem Rückblick von 40 Jahren, beginnt Thomas Mann dann mit dem Manuskript an seinem „Doktor Faustus“, und er schreibt, als wäre er erst gestern in Polling gewesen. Fast möchte man meinen, er blickt mit einem Fernglas in die Vergangenheit zurück, so klar ist das Bild, das er vor Augen hat. Was er in Polling gesehen und erlebt hat, überträgt er auf seinen Romanhelden Adrian Leverkühn. Und es stimmen so viele Details, dass man versucht ist, hinter jeder literarischen Episode ein reales Ereignis zu vermuten. So lebendig verweben sich Literatur und Realität.

Serenus Zeitblom, der Chronist im Roman „Doktor Faustus“, berichtet in einer kleinen Szene, dass Else Schweigestill (wir wissen: das ist Katharina Schweighart) des Abends den Besuchern ihres Logiergastes Adrian Leverkühn (alias Thomas Mann) immer einen guten Krug Bier hingestellt hat. Kein Zweifel, dass es zuweilen auch ein Glas Pollinger Burggräfler oder Rosalie gewesen wäre, wenn, ja wenn der Franz Vielhuber ein bisschen früher die Initiative ergriffen hätte.

Wenn Sie mir jetzt mit dem Argument kommen, dass das ja schon rein zeitlich gar nicht möglich gewesen wäre, denn der letzte Besuch Thomas Manns in Polling ist schließlich für

1921 nachgewiesen und 1955 ist er gestorben, dann, ja dann kann man Sie beglückwünschen und Ihnen ein Gesundheitsattest ausstellen. Sie sind nicht vom Realitätsverlust infiziert. Der Franz Vielhuber aber kann gar nicht anders. Denn er kennt seinen „Doktor Faustus“ genau und weiß, wie geheimnisvoll Thomas Mann darin die Zeiten verwoben hat, so dass man gar nicht mehr sagen kann, was war zuerst und was gleichzeitig, was ist fiktive Biografie und was tatsächliches Geschehen im Deutschland der Weimarer Republik. Die Dichtung zwingt ihn geradezu in die Zeitmaschine hinein. So kommt der Franz Vielhuber also auf die Idee, Realität hin oder her, Thomas Mann die Ehrenbruderschaft der Pollinger Weinbrüder anzutragen.

Lacht da jemand? Lesen Sie den „Doktor Faustus“ einmal langsam und bedächtig, gehen Sie wieder einmal den „Dr.-Faustus-Weg“ in einsamen Gedanken und lassen Sie die romanhaft beschriebenen und die realen Örtlichkeiten in ihrem Zusammenspiel atmosphärisch tief auf sich wirken. Dann werden wir schon sehen, wer da schnell und leicht ins Profane, Prosaische, ach so Alltäglich zurückfindet.

Man darf vermuten: Der Vielhuber Franz nicht. Seine Idee ist aber auch großartig. Gleich macht er sich auf den Weg zu seinem Bruderschaftsmeister Dr. Herrmann, und gemeinsam wird ein Schreiben aufgesetzt, adressiert an Dr. Thomas Mann, Alte Landstraße 39, Kilchberg bei Zürich, dem letzten Haus des Zauberers. „Sehr geehrter Herr Mann“ – und dass das Folgende wohlgesetzte Worte waren, daran zweifelt hier wohl niemand.

Es dauerte. Quälende Wochen verstrichen. Viele davon. Natürlich hatten die beiden (Franz Vielhuber und Dr. Hermann) niemandem von ihrem Vorhaben erzählt. Das war zwar ganz gegen die Gepflogenheiten der Wienerer, die ja eine ausgesprochen kommunikative Truppe sind, aber so ganz traute man der Zeitenmystik im „Doktor Faustus“ dann doch nicht – ist ja ein schwer zu deutender Roman, vielleicht hat man was missverstanden – und wenn schon blamieren, dann doch besser ganz still und leise.

Doch dann, eines Tages – man hatte den Brief schon ganz vergessen, denn ganz andere Pflichten standen schon wieder an, nämlich die ersten Planungen für die 1.000-Jahr-Feier des Ortes – geht doch tatsächlich ein Brief aus Kilchberg ein.

„Verehrter Herr Vielhuber, verehrter Herr Dr. Hermann,

verzeihen sie die häßliche Verzögerung, mit der mein Dank für Ihre gütigen Worte eintrifft! Sie ist wahrhaftig kein Zeichen der Gleichgültigkeit, sondern mein Landaufenthalt ist schuld daran. Das Lob, das Sie meinen armen Sieben Sachen zollen, hat mir sehr wohlgethan, und besonders stolz bin ich darauf, dass meine kleinen musikalischen Analysen Ihnen etwas sagen konnten. [...]“

„Es ist sehr unrecht von Ihnen anzunehmen, dass ich mich Ihres Heimatdorfes nicht erinnerte. Ich habe die vielen Aufenthalte dort in liebster Erinnerung, und bitte Sie, mir zu gestatten, dass ich Sie, sollte mein Weg mich wieder einmal nach Polling führen, in Ihrem Weinkeller aufsuchen werde. Jedoch ist es mir leider nicht möglich, Ihrer Einladung zur Annahme der Ehrenmitgliedschaft der Pollinger Weinbrüder zu folgen. Dazu wäre ja eine Präsenz meinerseits vonnöten. Zu einer termingetreuen Absprache eines Datums kann ich mich derzeit jedoch nicht entschließen, das lassen die Forderungen des Tages, die so mannigfaltig in hohem Alter an mich herangetragen werden, nicht zu. Allenfalls an ein kleines Grußwort als Gegenleistung für Ihre überaus große Freundlichkeit wäre bei günstigen Bedingungen zu denken. Nochmals herzlichen Dank! Und bewahren Sie meinen Erwägungen Ihr wertvolles Interesse.

Ihr sehr ergebener Thomas Mann“

So viele der freundlichen Worte des großen Mannes hätten natürlich auch stutzig machen können. Da erhebt sich auch schon eine skeptische Stimme, die angesichts von 40.000 bekannten Briefen Thomas Manns zur Vorsicht mahnt, man möge doch das wertvolle Schreiben Nr. 40.001 analysieren: inhaltlich, formal, graphologisch.

Aber wir haben ja nicht ewig Zeit. Deshalb sei nur so viel gesagt: Eingehende Briefe wurden im Hause Mann fein säuberlich sortiert. Die wichtigen beantwortete Thomas Mann selbst, handschriftlich. Was maschinengeschrieben war, konnte durchaus auch von Ehefrau Katia verfasst und von Thomas nur unterzeichnet sein. Die Frau an seiner Seite hatte den Briefton des berühmten Gatten absolut drauf.

Wie stand es nun also um den Brief 40.001? Wir können das soeben Gehörte getrost vergessen. Denn: Selbstverständlich war der Brief handgeschrieben! Und damit im Hause Mann vom Dichter höchstpersönlich auf den Stapel „Wichtig“ gelegt worden. Und ebenso selbstverständlich wurden jetzt die engsten Weinerer (und zwar wirklich nur die allerengsten in einer doch nach wie vor geheimen Kommandosache) eingeweiht.

Aber während sich drei, vier Köpfe über das Blatt Briefpapier beugten, um mühsam Wort für Wort zu entziffern, hatte der Jens Ballhausen auch schon gegoogelt und herausgefunden, dass Thomas-Mann-Briefe dieser Art, je nach Bekanntheit des Adressaten, nach Antiquariatspreisen ihre 3.000-6.000 € wert waren. Flugs zog der Schatzmeister den Brief unter den tiefgebeugten Köpfen heraus, damit nicht am Ende ein in der Aufregung umstürzendes Glas Burggräfler den schönen Schatz vernichte, so flugs aber auch gleich, dass der Grundner Hans nicht einmal einen Halbsatz als Zitat für einen Artikel im nächsten PEO notieren konnte.

Immerhin: Der Vielhuber Franz und Hans Hermann hatten genug gelesen. Genug, um sofort ein Gegenschreiben in die Alte Landstraße 39 in Angriff zu nehmen. Die Worte waren noch viel wohlgeformter als beim ersten Mal:

„Hochverehrter, lieber Herr Dr. Mann“

Ich kann das jetzt nicht alles wiedergeben, aber auch die Schlussformel war nicht minder eindrucksvoll: „Ihre sehr ergebenen Franz Vielhuber und Dr. Hans Hermann“. Dazwischen hatten die beiden – in kunstvoll gesetzten Worten, aber doch nachdrücklich – angefragt, bis wann denn mit dem Grußwort zu rechnen sei? Und kein Grußwort für die Weinerer sollte es sein, sondern eines für die 1.000 Jahre feiernde Gemeinde Polling. Initiiert von den Weinbrüdern mit ihren vielfältigen Beziehungen in die literarische Welt! Wenn das im Dorf nicht Eindruck machte! Da war die kleine Nachdrücklichkeit schon am Platze. Schließlich war so ein Jubiläumsjahr schon nach einem Jahr rum, und wer konnte schon wissen, wie schnell so ein Dichterstürmchen denn tatsächlich ans Grußwort-Schreiben ging. Am „Doktor Faustus“ hatte Thomas Mann schließlich vier Jahre geschrieben, am „Zauberberg“ 11, am „Joseph“ gar über 17 Jahre.

Damit ist die Geschichte aber leider auch schon zu Ende. Erstens weil aus Zürich (bis heute) keine Antwort kam, zweitens weil ich jetzt wirklich schon lange genug geredet habe.

Kann sein, dass es der berechtigte Nachdruck war, der Thomas Mann möglicherweise verstimmte. Kann sein, dass Katia oder Tochter Erika dafür sorgten, dass der Zauberer seine kostbare Zeit nicht mit diesem Grußwort an ein paar Weinerer verschwendete. Mit zunehmendem Alter gewannen diese beiden resoluten Frauen halt leider immer mehr Einfluss auf den Dichter und führten das, was man ein Regiment nennt.

Nein, alles Unsinn, das kann natürlich beides überhaupt nicht sein, was rede ich da? Was lese ich da eigentlich vor? Wir sind doch im 21. Jh., mitten in der Realität! Und das hier ist doch nur eine Geschichte! Jens, Du hast doch den Brief nicht wirklich, oder?

Jens Ballhausen: „Doch, natürlich habe ich den. Kann ich auf der nächsten Hauptversammlung zeigen.“

Meine Damen und Herren, ich breche hier ab. Wüsste auch gar nicht, wie das jetzt hier weitergeht.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und kann zum Schluss nur sagen: Passen Sie auf sich auf.

Ein letztes Wort. Es ist nicht ausgeschlossen, dass selbst unser Bürgermeister vom Realitätsverlust infiziert sein könnte. Noch einmal zurück zu Ötzi, dem Urtiroler aus dem Schnalstal bei Meran. Vor wenigen Tagen ging durch die Presse, dass Bozener, Tübinger und Heidelberger Wissenschaftler seine DNA endlich vollständig entschlüsselt haben. Nun ist man im nächsten Schritt auf der Suche nach möglichen Nachkommen. Achten Sie also auf Folgendes, wenn Sie demnächst in der Pollinger Gemeindeverwaltung einen neuen Reisepass beantragen: Biometrische Daten und der Fingerabdruck sind gesetzlich vorgeschrieben. Eine zusätzliche DNA-Probe wäre aber ein untrüglicher Beweis, dass unser Bürgermeister, angestiftet natürlich vom Mini, sich ganz geheim an den Forschungen beteiligt. Aus ehrlichem historischem Interesse, selbstverständlich. Aber mit dem Nachweis, dass Ötzi um 3.500 v.Chr. durch die Pollinger Fluren gezogen ist, zufällig Pfahlbausiedlern am Jakobsee begegnend und eine Nacht bei und mit ihnen verbringend, könnte man ein wunderbares weiteres Jubiläumsjahr gestalten. Ich sehe schon die Tafeln an den Ortseingängen: 5.500 Jahre Ötzi am Jakobsee.